

---

# KALTBLÜTIG

---

Wahrheitsgemäßer Bericht über einen  
mehrfachen Mord und seine Folgen

---

Truman Capote



TRUE CRIME EDITION



Truman Capote

# Kaltblütig

Wahrheitsgemäßer Bericht über einen  
mehrfachen Mord und seine Folgen

Aus dem Amerikanischen  
von Thomas Mohr

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Lizenzausgabe des Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg,  
für die ZEIT-Edition »True Crime« 2024, ISBN 978-3-910699-33-5

Die Originalausgabe erschien 1966 unter dem Titel »In Cold Blood«  
bei Random House, New York.

Copyright © 1965 by Truman Capote

Copyright renewed © 1993 by Alan U. Schwartz

This translation published by arrangement with Random House, an imprint of  
Random House Publishing Group, a division of Random House Inc.

Copyright der Kein & Aber Ausgabe © 2007/2013 by Kein & Aber AG  
ZÜRICH- BERLIN

ZEIT-Beitrag © Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg 2024

Umschlaggestaltung: Ingrid Wernitz

Umschlagbild: unter Verwendung von AdobeStock / ZinaZaval

Satz und Repro: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-910699-39-7



*Frères humains qui après nous vivez,  
N'ayez les cuers contre nous endurcis,  
Car, se pitié de nous povres avez,  
Dieu en aura plus tost des vous mercis.*

FRANÇOIS VILLON  
BALLADE DES PENDUS



*Jack Dunphy und Harper Lee  
In Liebe und Dankbarkeit*



# 1

## DIE LETZTEN, DIE SIE LEBEND SAHEN

Der kleine Ort Holcomb liegt in der Weizenhochebene von West-Kansas, einer abgeschiedenen Gegend, die selbst Einheimische als »hinterm Mond« empfinden. Mit seinem harten, blauen Himmel und der wüstenklaren Luft gemahnt der gut siebzig Meilen östlich der Grenze zu Colorado gelegene Landstrich eigentlich eher an den Wilden als an den Mittleren Westen. Der Akzent, den man hier spricht, ist der näselnde Singsang der Prärie, der Viehtreiber und Rancharbeiter, und die meisten Männer tragen Frontier Trousers – die derben, schmal geschnittenen Baumwollhosen der Pioniere –, einen Stetson und spitze Stiefel mit hohen Absätzen. Das Land ist flach, und man hat nach allen Seiten einen herrlich weiten Blick; Pferde, Rinderherden, eine Gruppe weißer Getreidesilos, schlank und anmutig wie griechische Tempel, sind für den Reisenden bereits von Weitem zu erkennen.

Auch Holcomb sieht man schon von fern. Nicht dass es da viel zu sehen gäbe – bloß eine wirre Ansammlung von Häusern, die von der Hauptstrecke der Santa Fe Railroad durchschnitten wird, ein verstreut liegender Flecken, im Süden begrenzt vom braunen Band des Arkansas (sprich »Ar-kan-sas«) River, im Norden von einem Highway – der Route 50 – und im Osten und Westen von Weideland und Weizenfeldern. Wenn es geregnet hat oder der Schnee schmilzt, verwandelt sich die dicke Staubschicht auf den Straßen – namenlosen, schattenlosen Schotterpisten – in knöcheltiefen Schlamm. Am einen Ende des Örtchens steht ein düsteres, grob verputztes altes Gebäude mit einer Leuchtreklame – DANCE – auf dem Dach, doch das Tanzbein schwingt hier niemand mehr, und das Schild bleibt schon seit Jahren dunkel. Ganz in der Nähe steht ein weiteres Gebäude mit bedeutungslos gewordenem Schriftzug, diesmal in blätternden Goldlettern an einem schmutzigen Fenster – HOLCOMB BANK. Die Bank ging 1933 pleite, und die Kassenräume wurden zu Wohnungen umgebaut. Es ist eines der beiden »Apartmenthäuser« im Ort, das andere ist eine heruntergekommene Villa, die ein gut Teil der hiesigen Lehrerschaft beherbergt und deshalb schlicht das Lehrerhaus genannt

wird. Die meisten Häuser in Holcomb sind jedoch einstöckige Holzbauten mit Veranda.

Eine hagere Frau in Rohlederjacke, Jeans und Cowboystiefeln leitet das halb verfallene Postamt unten am Bahnhof, der mit seinem schilfernden schwefelgelben Anstrich einen mindestens ebenso erbärmlichen Anblick bietet. Der Chief, der Super-Chief und der El Capitan kommen hier täglich durch, aber halten tun diese berühmten Expresszüge nicht. Kein Personenzug hält hier – nur dann und wann ein Güterzug. Oben am Highway stehen zwei Tankstellen, von denen die eine nebenbei als schlecht sortierter Lebensmittelladen dient, die andere als Café – Hartman's Café, wo die Besitzerin Mrs. Hartman Sandwiches, Kaffee, Limonade und Dünnbier serviert. (Holcomb ist, wie ganz Kansas, »trocken«.)

Und das ist eigentlich auch schon alles. Die Holcomb School nicht zu vergessen – ein imposanter Bau, der an den Tag bringt, was der äußere Anschein der Gemeinde sonst verbirgt: dass die Eltern, die ihre Kinder auf diese moderne, mit fachkundigem Personal besetzte »Einheitsschule« schicken – die von den Klassen eins bis zwölf sämtliche Jahrgangsstufen umfasst und ein ganzes Heer von Bussen unterhält, mit denen die etwa dreihundertsechzig Schüler aus bis zu sechzehn Meilen Entfernung zum Unterricht befördert werden –, im Allgemeinen recht wohlhabend sind. Die meisten von ihnen sind Farmer, bodenständige Landbewohner vielfältigster Herkunft – Deutsche, Iren, Norweger, Mexikaner, Japaner. Sie züchten Rinder und Schafe, bauen Weizen, Hirse, Grassaat und Zuckerrüben an. Die Landwirtschaft ist von jeher ein riskantes Geschäft, doch die Farmer in West-Kansas sehen sich als »Spielernaturen«, da sie mit extrem geringen Niederschlägen (der Jahresdurchschnitt liegt bei fünf- undvierzig Zentimetern) und gravierenden Bewässerungsproblemen zu kämpfen haben. Die letzten sieben Jahre sind sie von der Dürre allerdings verschont geblieben. Die Farmer von Finney County, in dem Holcomb liegt, verdienen gut; nicht nur die Landwirtschaft, sondern auch und vor allem die Ausbeutung reichhaltiger Erdgasvorkommen hat ihnen ein Vermögen beschert, wie die neue Schule, die komfortable Ausstattung ihrer Häuser und die hohen, prall gefüllten Getreidesilos anschaulich belegen.

Bis zu jenem verhängnisvollen Tag Mitte November 1959 war der Name Holcomb den meisten Menschen in Amerika, geschweige denn in Kansas, völlig unbekannt. Wie das Wasser des Flusses, die Autos auf dem Highway und die Schnellzüge auf ihrem Weg nach Santa Fe war alles

Dramatische, in Gestalt außergewöhnlicher Ereignisse, stets spurlos an dem kleinen Ort vorbeigezogen. Seinen zweihundertsiebzig Einwohnern war das nur recht, konnten sie auf diese Weise doch ungestört ihrem Alltag nachgehen – arbeiten, jagen, fernsehen, Schulfeste, Chorproben, Vereinstreffen des 4-H Club. Doch dann, in den frühesten Stunden jenes spätherbstlichen Sonntagmorgens, brachten fremde Laute die gewohnten nächtlichen Geräusche Holcombs – das klagende Heulen der Kojoten, das trockene Knistern umhertorkelnder Steppenhexen, das schrille Pfeifen einer Lokomotive in der Ferne – schlagartig zum Verstummen. Niemand im schlafenden Holcomb hörte sie – vier Gewehrschüsse, die, alles in allem, sechs Menschen das Leben kosteten. Seither jedoch ertappten sich Leute, die zuvor derart vertrauensselig gewesen waren, dass sie es nicht für nötig hielten, auch nur ihre Haustür zu verschließen, dabei, wie sie sie in ihrer Fantasie immer und immer wieder Revue passieren ließen – jene unheilvollen Explosionen, die ein Feuer des Misstrauens entfachten, in dessen Schein viele alteingesessene Nachbarn einander plötzlich skeptisch und wie Fremde bäugten.

Herbert William Clutter, der Besitzer der River Valley Farm, war achtundvierzig Jahre alt und, wie eine ärztliche Untersuchung zwecks Erwerbs einer Versicherungspolice unlängst ergeben hatte, in erstklassiger Verfassung. Obwohl er eine randlose Brille trug und nur gut ein Meter siebenundsiebzig maß, machte Mr. Clutter eine durchaus stattliche Figur. Er hatte breite Schultern und dunkles, noch nicht angegrautes Haar, sein kantiges, energisches Gesicht hatte eine gesunde, jugendliche Farbe, und seine kräftigen, strahlend weißen Zähne, mit denen er mühelos Walnüsse knacken konnte, waren kerngesund. Er wog knapp siebzig Kilo – und hatte seit dem Abschluss seines Landwirtschaftsstudiums an der Kansas State University nicht ein Gramm zugelegt. Zwar war er nicht so reich wie der reichste Mann in Holcomb – sein Nachbar, der Farmer Taylor Jones –, dafür aber der angesehenste Bürger der Gemeinde und sogar in Garden City wohlbekannt, der nahe gelegenen Kreisstadt, wo er die Kommission für den Bau der kürzlich fertiggestellten First Methodist Church geleitet hatte, ein Achthunderttausend-Dollar-Projekt. Gegenwärtig saß er der Kansas Conference of Farm Organizations vor und genoss einen hervorragenden Ruf, nicht nur bei den Landwirten des Mittleren Westens, sondern auch bei den

Agrarexperten in Washington, wo er unter der Regierung Eisenhower dem Federal Farm Credit Board angehört hatte.

Mr. Clutter hatte immer schon gewusst, was er wollte, und dies im Großen und Ganzen auch erreicht. An dem durch eine Landmaschine verstümmelten Ringfinger seiner linken Hand trug er einen schlichten goldenen Ring, als Symbol seiner inzwischen zweieinhalb Jahrzehnte währenden Ehe mit der Frau, die er auf der Stelle hatte heiraten wollen – die Schwester eines ehemaligen Kommilitonen, ein zartes, schüchternes und frommes Mädchen namens Bonnie Fox, das drei Jahre jünger war als er. Sie hatte ihm vier Kinder geschenkt – drei Töchter und einen Sohn. Die älteste Tochter, Eveanna, verheiratet und Mutter eines zehn Monate alten Jungen, lebte in Nord-Illinois, kam jedoch häufig zu Besuch nach Holcomb. Sie und ihre Familie wurden schon bald wieder erwartet, denn ihre Eltern planten eine große Thanksgiving-Feier mit dem gesamten Clutter-Clan (der ursprünglich aus Deutschland stammte; der erste Clutter – oder Klotter, wie er sich damals schrieb – war 1880 in die Staaten eingewandert); sie hatten über fünfzig Verwandte eingeladen, die zum Teil aus so entlegenen Orten wie Palatka, Florida, anreisen sollten. Auch Beverly, die zweitälteste Tochter, wohnte nicht mehr auf der River Valley Farm; sie besuchte die Schwesternschule in Kansas City, Kansas. Beverly war mit einem jungen, ihrem Vater überaus genehmen Biologiestudenten verlobt; die Einladungen zur Hochzeit, die gleich nach Weihnachten stattfinden sollte, waren bereits gedruckt. Bei den Eltern lebten nur noch Kenyon, der Sohn, der schon mit fünfzehn größer war als Mr. Clutter, und seine um ein Jahr ältere Schwester Nancy, der Liebling des Dorfes.

Was seine Familie anging, gab es für Mr. Clutter eigentlich nur einen ersten Anlass zur Besorgnis – die Gesundheit seiner Frau. Sie sei »nervös«, sie habe »kleine Anfälle« – das waren die beschönigenden Worte, mit denen Freunde und Verwandte ihren Zustand zu bemänteln pflegten. Dabei war die Wahrheit über das »Leiden der armen Bonnie« alles andere als ein Geheimnis; jeder wusste, dass sie sich in den vergangenen sechs Jahren mehrfach in psychiatrische Behandlung hatte begeben müssen. Doch selbst in dieses Dunkel schien langsam, aber sicher etwas Licht zu kommen. Vorigen Mittwoch, bei ihrer Rückkehr von einem zweiwöchigen Aufenthalt im Wesley Medical Centre in Wichita, wohin sie sich des Öfteren zurückzog, hatte Mrs. Clutter ihrem Gatten freude-

strahlend die schier unglaubliche Nachricht überbracht, dass die Ursache ihrer Krankheit, so das einhellige Urteil der Ärzte, nicht im Kopf, sondern im Rückgrat zu suchen, mithin etwas *Körperliches* sei, wahrscheinlich ein verschobener Wirbel. Sie müsse sich natürlich einer Operation unterziehen, aber danach – nun, danach wäre sie wieder »ganz die Alte«. Konnte das wirklich sein – die Launen, die Zurückgezogenheit, das unterdrückte Schluchzen hinter verschlossenen Türen, alles nur wegen eines schlimmen Rückens? Wenn ja, dann konnte Mr. Clutter an der Thanksgiving-Tafel guten Gewissens ein Dankgebet gen Himmel schicken.

Mr. Clutters Tag begann gewöhnlich um halb sieben, wenn das Schepfern der Milchkannen und das halblaute Geplapper der Lieferjungen – die beiden Söhne eines Landarbeiters namens Vic Irsik – ihn weckten. Heute aber blieb er noch ein wenig liegen und ließ sich von Vic Irsiks Söhnen nicht weiter stören, denn der Abend zuvor – ein Freitag, der 13. – war nicht nur amüsant, sondern auch anstrengend gewesen. Bonnie hatte ihr »altes Ich« wiederbelebt; ganz so als wollte sie einen Vorgeschmack auf ihre baldige Genesung, ihre zurückgewonnene Lebensfreude liefern, hatte sie Lippenstift aufgelegt, ihr Haar zurechtgemacht und ihn, in einem neuen Kleid, zur Holcomb School begleitet, wo sie einer Schulaufführung von *Tom Sawyer* applaudierten, in der Nancy die Becky Thatcher spielte. Er hatte es genossen, mit Bonnie unter Leute zu gehen, sie trotz ihrer Nervosität lächeln und plaudern zu sehen, und sie waren beide furchtbar stolz auf Nancy gewesen; sie hatte sich wacker geschlagen, nicht ein einziges Mal ihren Text vergessen und, wie er ihr nach der Vorstellung hinter der Bühne versichert hatte, »einfach hinreißend ausgesehen, Schatz – eine echte Südstaaten-Schönheit«. Worauf Nancy sich entsprechend benahm; sie lüpfte ihr Reifrockkostüm, machte einen artigen Knicks und fragte, ob sie noch nach Garden City fahren dürfe. Im State Theatre gebe es um halb zwölf, *extra* zu Freitag, dem 13., eine Sondervorstellung, einen »Gruselfilm«, und *all* ihre Freundinnen gingen hin. Normalerweise hätte Mr. Clutter Nein gesagt. Sein Wort war Gesetz, und eines seiner Gesetze lautete: Nancy – und auch Kenyon – müssen wochentags um zehn, samstags um zwölf zu Hause sein. Aber von dem erfreulichen Verlauf des Abends milde gestimmt, hatte er eingewilligt, und Nancy war erst gegen zwei nach Hause gekommen. Er hatte sie hereinschleichen hören und zu sich gerufen, denn obwohl er eigentlich nie laut wurde, hatte er ihr doch das eine oder andere zu sagen, weniger über die späte Stunde als vielmehr

über den jungen Mann, der sie nach Hause gefahren hatte – Bobby Rupp, einer der Basketballstars der Schule.

Mr. Clutter mochte Bobby. Für einen Jungen seines Alters – er war siebzehn – schien er erstaunlich zuverlässig und manierlich; doch in den drei Jahren, seit sie sich mit Jungen treffen durfte, hatte Nancy, seine bildhübsche, beliebte Nancy, sich nie für einen anderen interessiert, und obwohl Mr. Clutter durchaus wusste, dass es unter jungen Leuten heutzutage Sitte war, Pärchen zu bilden, miteinander zu »gehen« und »Verlobungsringe« auszutauschen, hatte er doch etwas dagegen, besonders seit er seine Tochter und den kleinen Rupp zufällig, vor nicht allzu langer Zeit, beim Knutschen ertappt hatte. Er hatte Nancy nahegelegt, sich »nicht mehr so oft mit Bobby zu treffen«, und ihr geraten, sich nach und nach von ihm zurückzuziehen, da dies nicht ganz so schmerzlich sei wie eine abrupte Trennung, zu der es, wie er ihr einschärfte, früher oder später kommen müsse. Die Rupsps waren römisch-katholisch, die Clutters Methodisten – Grund genug, sich etwaige Flausen hinsichtlich einer späteren Heirat aus dem Kopf zu schlagen. Nancy war vernünftig gewesen – sie hatte jedenfalls nicht widersprochen –, und bevor er ihr nun eine gute Nacht wünschte, nahm Mr. Clutter ihr das Versprechen ab, mit Bobby Schluss zu machen.

Bedauerlicherweise hatte dieser Vorfall ihn daran gehindert, wie gewohnt um 23 Uhr zu Bett zu gehen, weshalb es bereits nach sieben war, als er am Samstag, dem 14. November 1959, erwachte. Seine Frau schlief immer so lange wie möglich. Dennoch brauchte Mr. Clutter, als er sich an diesem Morgen rasierte, duschte und in Whipcord-Hosen, Weichschaft-Reitstiefel und eine fellbesetzte Lederjacke schlüpfte, keine Angst zu haben, dass er sie störte; sie schliefen getrennt. Seit einigen Jahren nächtigte er allein im ehelichen Schlafzimmer im Erdgeschoss des Clutter-Hauses, eines zweistöckigen Holzbaus mit vierzehn Zimmern. Obwohl Mrs. Clutters Kleider in den Schränken dieses Zimmers hingen und sie ihre wenigen Kosmetika und unzähligen Medikamente im benachbarten, blau gefliesten Badezimmer aufbewahrte, war sie in Eveannas altes Zimmer umgezogen, das, wie die Zimmer von Nancy und Kenyon, im ersten Stock lag.

Das Haus – größtenteils von Mr. Clutter selbst entworfen, der sich dabei als kluger und besonnener, wenn auch eher sachlicher Architekt erwiesen hatte – war 1948 für vierzigtausend Dollar erbaut worden. (Der

Wiederverkaufswert lag derzeit bei sechzigtausend Dollar.) Am Ende einer langen, von chinesischen Ulmen gesäumten Auffahrt gelegen, machte das hübsche, weiße, von üppigem, gepflegtem Hundszahnrasen umgebene Haus in Holcomb großen Eindruck; es war etwas Besonderes. Im Innern erwarteten den Besucher dicke, rötlichbraune Teppiche, die sich mit ungedämpften, glanzlackierten Holzfußböden abwechselten, eine riesige, moderne Wohnzimmercouch, deren Bouclébezug mit silbrig glitzernden Metallfäden durchschossen war, sowie eine Frühstücksnische inklusive einer mit blau-weißem Kunststoff bezogenen Eckbank. Diesen Geschmack teilten Mr. und Mrs. Clutter mit den meisten ihrer Bekannten, deren Häuser im Großen und Ganzen ähnlich eingerichtet waren.

Außer einer Wirtschaftlerin, die ihnen wochentags zur Hand ging, beschäftigten die Clutters keine weiteren Haushaltshilfen, und da seine Frau kränkelnd darniederlag und seine Töchter aus dem Haus waren, hatte Mr. Clutter notgedrungen kochen gelernt; entweder er selbst oder Nancy, meistens jedoch Nancy, bereiteten das Essen der Familie zu. Mr. Clutter hatte Spaß am Kochen und machte seine Sache ausgezeichnet – in ganz Kansas backte keine Frau ein besseres Weißbrot, und seine berühmten Kokosplätzchen fanden bei Wohltätigkeitsbasaren großen Absatz –, dabei war er selbst kein guter Esser; im Unterschied zu anderen Ranchern bevorzugte er ein eher frugales Frühstück. Heute Morgen genügten ihm ein Apfel und ein Glas Milch; da er weder Kaffee noch Tee trank, war er es gewohnt, den Tag ohne etwas Warmes im Bauch zu beginnen. Stimulanzien, gleich welcher Art, waren ihm zuwider. Er rauchte nicht und trank selbstredend auch keinen Alkohol; genau genommen hatte er ihn nie auch nur probiert und ging Menschen, die diesem Laster frönten, gewöhnlich aus dem Weg – ein Umstand, der den Kreis seiner Bekannten keineswegs in dem Maße einschränkte, wie man annehmen könnte, denn das Zentrum dieses Kreises bildeten die Mitglieder der First Methodist Church von Garden City, einer Gemeinde von insgesamt siebzehnhundert Gläubigen, die zu seiner Zufriedenheit fast durchweg ebenso enthaltsam lebten wie er. Während er peinlich darauf bedacht war, andere nicht mit seinen Überzeugungen zu missionieren, und sich außerhalb seiner vier Wände nachsichtig und tolerant gab, setzte er sie in seiner Familie und bei den Angestellten der River Valley Farm rigoros durch. »Trinken Sie?«, lautete die erste Frage, die er jedem neuen Bewerber stellte, und selbst wenn der

verneinte, musste er einen Arbeitsvertrag mit einer Klausel unterzeichnen, nach der die Vereinbarung umgehend ihre Gültigkeit verlor, wenn man Alkohol bei ihm entdeckte. Ein Freund – Mr. Lynn Russell, einer der ersten Rancher in der Gegend – hatte einmal zu ihm gesagt: »Du hast kein Herz, Herb. Wenn du einen deiner Männer beim Trinken erwischst, fliegt er in hohem Bogen raus. Und wenn seine Familie dreimal am Verhungern ist.« Es war vermutlich das einzige Mal, dass jemand Mr. Clutters Qualitäten als Arbeitgeber kritisierte. Sonst war er für seinen Gleichmut und seine Großzügigkeit bekannt; er zahlte gut und geizte nicht mit Zulagen und Prämien. Die Männer, die für ihn arbeiteten – und das waren mitunter bis zu achtzehn –, hatten wenig Grund zur Klage.

Nachdem er das Glas Milch getrunken und eine Schaffelmütze aufgesetzt hatte, nahm Mr. Clutter den Apfel mit nach draußen, um nach dem Wetter zu schauen, und siehe da, es war zum Apfelessen einfach ideal: Die gleißende Sonne stand hoch am wolkenlosen Himmel, und ein leichter Ostwind strich durch die letzten noch verbliebenen Blätter der Ulmen, ohne sie davonzuwehen. Der Herbst entschädigt West-Kansas für die Prüfungen, die ihm die anderen Jahreszeiten auferlegen: der Winter mit seinen rauen Colorado-Winden und dem hüfthohen Schnee, in dem die Schafe elendig verenden; der Schlamm und der unheimliche Landnebel im Frühling; der Sommer, wenn selbst die Krähen den spärlichen Schatten suchen und die endlos weiten, gelbbraun gedörrten Ährenfelder in der Hitze glühen, glosen. Erst wenn der September vorbei ist, ändert sich das Wetter, und der Nachsommer setzt ein, der zuweilen bis Weihnachten anhält. Während Mr. Clutter sich an dieser schönsten aller Jahreszeiten erfreute, kam sein Hund, ein Collie-Mischling, angetrottet, und gemeinsam gingen sie zum Rinderpferch, der neben einem der drei Getreidespeicher auf dem Grundstück lag.

Einer dieser Speicher war ein kolossaler Wellblechbau, randvoll mit Korn – Westland-Hirse –, und ein zweiter barg einen dunklen, scharf riechenden Berg Hirsesaat von beträchtlichem Wert – hunderttausend Dollar. Das allein bedeutete eine fast viertausendprozentige Steigerung gegenüber Mr. Clutters Einkommen im Jahre 1934, als er mit seiner frischgebackenen Ehefrau Bonnie aus ihrem Heimatort Rozel, Kansas, nach Garden City gezogen war, wo er einen Posten als stellvertretender Leiter des Landwirtschaftsamts von Finney County gefunden hatte. Wie nicht anders zu erwarten, brauchte er nur sieben Monate, um vom

Stellvertreter zum Direktor der Behörde aufzusteigen. Die Jahre, in denen er diese Position bekleidete – 1935 bis 1939 –, gehörten zu den magersten und trockensten, die diese Gegend seit der ersten Ansiedlung von Weißen je gesehen hatte, und der junge Herb Clutter, der immer auf dem letzten Stand war, was moderne, fortschrittliche Anbau-techniken betraf, eignete sich hervorragend als Mittelsmann zwischen der Regierung und den resignierten Ranchern; diese Leute konnten den Optimismus und die kompetente Unterstützung eines sympathischen jungen Mannes, der sein Handwerk zu verstehen schien, gut gebrauchen. Doch am Ziel war er noch nicht; als Farmerssohn wollte er es von jeher seinem Vater gleichtun und eine eigene Ranch bewirtschaften. Und so trat er nach vier Jahren von seinem Amt zurück und legte, auf einem Stück Land, das er mit geliehenem Geld gepachtet hatte, den Grundstein zur späteren River Valley Farm (deren Name allenfalls durch den mäandernden Lauf des nahe gelegenen Arkansas River gerechtfertigt ist, denn ein Tal gibt es hier nirgends). Ein Unterfangen, das die eher konservativen Farmer von Finney County – alte Hasen, die den studierten Landwirtschaftsdirektor wegen seiner mangelnden praktischen Kenntnisse schon des Öfteren auf den Arm genommen hatten – mit amüsiertes Skepsis verfolgten: »Bei anderer Leute Land weißt du immer, was zu tun ist. Pflanz dies, pflanz jenes. Aber lass es dir gesagt sein, Herb. Wenn es um deinen eigenen Grund und Boden geht, sieht das gleich ganz anders aus.« Sie irrten; die Experimente des Novizen glückten – nicht zuletzt weil er in den Anfangsjahren bis zu achtzehn Stunden täglich schuftete. Zwar gab es durchaus Rückschläge – zweimal fiel die Weizenernte aus, und einmal verlor er durch einen Schneesturm mehrere Hundert Schafe –, aber nach zehn Jahren besaß Mr. Clutter über 320 Hektar Land und hatte weitere 1200 in Pacht – und das war »gar nicht mal so übel«, wie seine Kollegen anerkennen mussten. Weizen, Mais- und Grassaat – auf diesen Getreidesorten beruhte der Erfolg der Farm. Die Tiere nicht zu vergessen – Schafe und vor allem Rinder. Einige Hundert Herefords trugen das Cluttersche Brandzeichen, was man jedoch kaum vermutet hätte, wenn man den fast leeren Pferch sah, der kranken Ochsen, ein paar Milchkühen, Nancys Katzen und Babe, dem Liebling der Familie, vorbehalten war – ein fettes, altes Arbeitspferd, dem es nichts ausmachte, drei oder vier Kinder auf seinem breiten Rücken spazieren zu tragen.

Mr. Clutter gab Babe das Kerngehäuse seines Apfels und wünschte dem Mann, der im Pferch Mist zusammenharkte, einen guten Morgen. Der Mann hieß Alfred Stoecklein und wohnte als einziger Angestellter auf dem Hof. Die Stoeckleins und ihre drei Kinder lebten in einem kleinen Haus kaum hundert Meter vom Haupthaus entfernt; sie waren im Umkreis von einer halben Meile die einzigen Nachbarn der Clutters. Stoecklein, ein Mann mit langem, schmalen Gesicht und langen, braunen Zähnen, fragte: »Steht heute was Besonderes an? Das Baby ist nämlich krank. Meine Frau und ich haben uns die halbe Nacht um die Ohren geschlagen, und eigentlich würde ich die Kleine gern zum Arzt bringen.« Mr. Clutter versicherte ihn seines Mitgefühls und riet ihm, den Vormittag auf alle Fälle freizunehmen, und wenn er oder seine Frau ihm helfen könnten, solle er es ihnen sagen. Dann folgte er dem Hund nach Süden, zu den abgeernteten, jetzt wüstenfarbenen Feldern, deren Stopeln in der Morgensonne golden glänzten.

Von hier aus war es nicht mehr weit zum Fluss, an dessen Ufer sich ein kleiner Obstgarten erstreckte – Pfirsiche, Birnen, Kirschen und Äpfel. Vor fünfzig Jahren, so die Legende, hätte ein Holzfäller West-Kansas binnen zehn Minuten abgeholzt. Und noch heute pflanzt man hier nahezu ausschließlich Pappeln und chinesische Ulmen – immergrüne Bäume, die fast ebenso wenig Wasser brauchen wie Kakteen. »Zwei, drei Zentimeter mehr Regen im Jahr, und dieses Land wäre ein Garten Eden – ein Paradies auf Erden«, bemerkte Mr. Clutter oft. Mit dem kleinen Obstbaumhain am Fluss versuchte er, der Natur das Stückchen Paradies, den grünen, von Apfelduft erfüllten Garten Eden seiner Träume, abzutrotzen, Regen hin oder her. »Diese Bäume bedeuten meinem Mann mehr als seine eigenen Kinder«, hatte seine Frau einmal gesagt, und ganz Holcomb erinnerte sich an den Tag, als ein kleines Flugzeug zwischen den Pfirsichbäumen notgelandet war: »Herb war außer sich vor Wut! Der Propeller stand noch nicht still, da hatte er dem Piloten schon eine Klage angehängt.«

Mr. Clutter ging durch den Obstgarten und weiter am Arkansas River entlang, der hier recht seicht war und voller Inseln – weiche Sandbänke in der Flussmitte, wo die Familie früher, an heißen Samstag- und Sonntagnachmittagen, als Bonnie noch ganz »auf der Höhe« war, Picknicks veranstaltet und stundenlang auf ein Zucken am Ende der Angelschnur gewartet hatte. Mr. Clutter begegnete auf seinem Grundstück selten Unbefugten; es lag anderthalb Meilen abseits des Highways und ließ sich

nur auf Schleichwegen erreichen, sodass selbst Fremde sich kaum zufällig dorthin verirrt. Nun erschien gleich eine ganze Gruppe, und Teddy, der Hund, stürmte laut bellend auf sie los. Aber irgendetwas stimmte nicht mit Teddy. Er war ein guter Wachhund, achtsam, tapfer und jederzeit zum Anschlagen bereit; er hatte nur einen Fehler: Kaum erblickte er, wie jetzt, ein Gewehr – denn die Eindringlinge waren bewaffnet –, senkte er auch schon den Kopf und zog den Schwanz ein. Niemand wusste, weshalb, denn davon abgesehen, dass er ein Streuner war, den Kenyon vor ein paar Jahren aufgelesen hatte, war über seine Vorgeschichte nichts bekannt. Die Besucher erwiesen sich als fünf Fasanenjäger aus Oklahoma. Die Fasanensaison lockt alljährlich im November Horden von passionierten Jagdliebhabern aus den Nachbarstaaten an, und im Laufe der vergangenen Woche hatten Heerscharen von kariert bemützten Waidmännern die herbstliche Umgebung durchstreift und mit ihren Schrotflinten in die aufflatternden Schwärme wohlgenährter kupferroter Vögel gefeuert. Falls die Jäger keine geladenen Gäste sind, ist es Usus, einen bestimmten Betrag an den Landbesitzer zu entrichten und so das Jagdrecht auf seinem Grund und Boden zu erwerben, doch als die Männer aus Oklahoma Mr. Clutter dies anboten, winkte der lächelnd ab und sagte: »Ich bin nicht so arm, wie ich aussehe. Nur zu, tun Sie sich keinen Zwang an.« Dann tippte er sich an die Mütze und lenkte seine Schritte heimwärts, um sich an sein Tagewerk zu machen, ohne zu ahnen, dass dies sein letzter Tag sein würde.

Wie Mr. Clutter trank auch der junge Mann, der in einem Café namens Little Jewel beim Frühstück saß, keinen Kaffee. Rootbeer war ihm lieber. Drei Aspirin, ein kaltes Rootbeer und eine Pall Mall nach der anderen – das war seine Vorstellung von einer anständigen »Mahlzeit«. Trinkend und rauchend studierte er die Karte, die vor ihm auf dem Tresen ausgebreitet lag – eine Philips-66-Karte von Mexiko –, doch er hatte Mühe, sich zu konzentrieren, denn er wartete auf einen Freund, und dieser Freund war überfällig. Er blickte aus dem Fenster, auf die stille Kleinstadtstraße, eine Straße, die er gestern zum ersten Mal gesehen hatte. Noch immer keine Spur von Dick. Aber kommen würde er in jedem Fall; schließlich trafen sie sich nur, weil Dick ein »Ding« in petto hatte. Und wenn dieses Ding gedreht war – Mexiko. Die Karte war zerfleddert, abgegriffen und speckig wie ein alter Lederflicken. In seinem Hotelzimmer um die Ecke

1959 wird in Holcomb, Kansas, die vierköpfige Familie Clutter brutal ermordet. Wenige Wochen später werden die beiden Täter auf der Flucht geschnappt. Der Autor Truman Capote beschließt, am Tatort zu recherchieren und spricht mit Bekannten und Freunden der Familie, mit der Polizei und sogar mit den beiden Mördern selbst. Es gelingt ihm, Nähe zu ihnen aufzubauen und tiefe Einblicke in ihre Seelen zu erlangen. Fast sechs Jahre nach ihrer Tat begleitet er sie bis zum Galgen ...

Capotes herausragende Rekonstruktion eines Mordes begründete ein neues literarisches Genre: die *non-fiction novel*, den Tatsachenroman. In atemberaubender Sprache erzählt er, wie aus Menschen Mörder werden.